Die schöne Eugenie.

In Kopenhagen bildet seit einigen Tagen eine Scandalgeschichte, deren Heldin eine Circusreiterin ist, das allgemeine Tagesgespräch. Ihren Ausgang nimmt diese interessante Affaire eigentlich von Petersburg aus. Im vergangenen Winter producirte sich allabendlich im Circus Ciniselli in Petersburg eine Kunstreiterin von der hohen Schule, Fräulein Eugenie Weiß, eine Deutsche, deren Schönheit die Herzen der russischen jeunesse doree gefangen nahm. Zu den Bewunderern der schönen Reiterin zählten auch zwei hochgefürstete Persönlichkeiten, die wiederholt nach der Vorstellung in Gesellschaft der Künstlerin in dem berühmten „Tartarischen Restaurant" auf dem Newsky-Prospect neben dem Admiralsplatze zu sehen waren. Die flotten Jugendstreiche der schönen Eugenie hinderten jedoch nicht einen deutschen Baron aus den baltischen Provinzen, sich in die so ganz besonders bevorzugte Dame zu verlieben.

Der Baron nahm sich ein Herz, gestand der Künstlerin seine Liebe, wurde erhört, und einige Tage später war die Circusreiterin dem Baron als dessen eheliche Gattin angetraut. Die Familie des Barons war jedoch mit dieser Ehe nicht einverstanden und entzog ihm jede Unterstützung. Auch wurde ihm bedeutet, daß er keine Anwartschaft mehr auf die große Erbschaft habe, die ihm bisher winkte.

Der Baron wollte jedoch von seiner Gattin nicht lassen. Nach wie vor producirte sich die Reiterin allabendlich im Circus, und da sie, dank ihrer Schönheit und Kunst, viel Geld verdiente, führte das freiherrliche Paar das schönste Leben.

Mit Schluß der Wintersaison nahm die schöne Eugenie ein neues Engagement im kopenhagener Circus an; ihr Gatte begleitete sie. Wie in Petersburg, eroberte die Künstlerin auch am Sund alle Männerherzen. Ein Garde-Lieutenant verliebte sich in die Dame und machte ihr fleißig den Hof.

Die schöne Baronin aus dem Circus fand Gefallen an dem jungen Officier und — eines Tages überraschte der Baron seine Gattin in deren Garderobe in einem zärtlichen tete-a-tete mit dem Garde-Lieutenant. Die Folge war ein Duell, aus welchem der Baron — als Verwundeter hervorging. Nun kommt das interessante Nachspiel.

Die kopenhagener Blätter tadeln den Officier, daß er sich mit dem Gatten einer Circusreiterin geschlagen habe. Außerdem haben die Kameraden des Lieutenants ein Ehrengericht bestellt, welches zu entscheiden hat, ob der Lieutenant nicht seine Demission geben müsse. Die schöne Eugenie jedoch setzt ungestört allabendlich ihre Productionen im Circus fort und erntet noch stürmischeren Beifall als früher. Einige junge Leute, welche bald darauf die Künstlerin mit Pfeifen und Zischen empfingen, wurden von den übrigen Zuschauern an die Luft gesetzt.

Miquels Finanzpläne.

Der preußische Finanzminister hat eben an alle deutschen Erfinder nachstehendes Rundschreiben gerichtet:

Geehrte Herren! Ich beabsichtige, die vollständige Balance zwischen Einnahmen und Ausgaben herbeizuführen und bedarf hierzu Ihrer thatkräftigen Mitwirkung.

Sie wissen, welche Summen die Einführung des neuen Repetirgewehrs verschlungen hat. Neue verbesserte Repetirgewehre liegen sozusagen in der Luft und werden weitere Opfer erheischen. Hieraus entstehen financielle Schwierigkeiten, welche sich nur durch ein einziges Mittel beseitigen lassen.

Sie müssen so schnell wie möglich ein Repetir-Portemonnaie erfinden, mit welchem die ganze Armee der Steuerzahler bewaffnet werden kann. Ich denke mir in der Construction ein Geldmagazin, welches eine bisher ungeahnte Geschwindigkeit der Abgabe ermöglicht. Wenn sich das erreichen läßt, so wird dem Commando „Schnellfeuer" natürlich hier die Ordre „Schnellsteuer" entsprechen.

Auf die Verwirklichung dieser Idee durch Sie, meine Herren Erfinder, rechnet bis zur Eröffnung der Parlamente

Der neue Steuer-Mann des deutschen Reichsschiffs.

Der Raub der Sabinerinnen.

Waffenklirren, Racherufe
Schallten durch die Nacht
Aus dem Lager der Sabiner,
Die in großer Macht
Gegen Rom zu Felde zogen
Und in grimmer Wut;
Ihre Schwerter röthen wollten
Mit der Römer Blut.
Keiner schlief; sie alle harrten
Auf den nächsten Tag,
Um die Stadt dann anzugreifen,
Die im Schlummer lag.
An den Räubern ihrer Frauen
Und der Töchter Schaar
Sich zu rächen, der Sabiner
Höchstes Sehnen war.
In die wilden Racherufe
Stimmten alle ein,
Bis auf Einen, der ganz traurig
Abseits saß, allein.
„Wie, was ist Dir," ruft ihm plötzlich
Ein Gefährte zu,
„Du allein vermagst zu sitzen
Hier in stiller Ruh?
Auf! Wie magst Du lautlos trauern,
Da Dir Rache winkt?
Und die Rache soll uns werden
Eh' die Sonne sinkt."
„Laß mich trauern, o Gefährte,
Lasse mich allein!
Du verstehst nicht meines Herzens
Kummer, meine Pein.
Höre denn, weshalb ich senke
Sorgenvoll mein Haupt:
Meine Frau — ermiß den Jammer —
Ward nicht mitgeraubt!

Das Alter.

Eine flüchtige Betrachtung von Ludwig Habicht.

Es giebt gar nichts Abscheulicheres als alt werden, und doch giebt es kein anderes Mittel, das Leben zu erhalten; wem es kein Vergnügen macht, mit weißem Haar und welken Wangen und mit allen möglichen Gebrechen behaftet weiter zu wandern, dem bleibt kein anderer Rath als jung zu sterben. Es ist wirklich vom Himmel nicht hübsch eingerichtet, daß wir Alle diesem Schicksal verfallen; viel reizender wäre es doch, alt geboren zu werden und der Jugend zuzueilen, was wäre dies für ein verlockender Weg, der zu einem köstlichen Paradiese führte, und doch hasten wir gerade in der Jugend so ungeduldig vorwärts, als ob wir erst mit dem Aelterwerden dies erträumte Paradies und alle Herrlichkeiten erreichen könnten, um schließlich die traurige Erfahrung zu machen, daß meist das Glück nicht vor, sondern hinter uns liegt und unsere krankhafte Ungeduld nichts weiter thut, als uns um den Genuß der Gegenwart zu bringen. Schon Franklin hat mit seiner amerikanisch-nüchternen Verständigkeit behauptet:

Die Kinder und die Narren bilden sich ein, daß 20 Frk. und 20 Jahre niemals zu Ende gehen können, und wie rasch ist Beides ausgegeben. Viele halten dann das Leben für eine ärmliche Sache, nachdem die Frische der Jugend und die Neugier, was es Alles bringen werde, vorüber und unbefriedigt geblieben sind, und aus diesen Enttäuschten bildet sich meistens das Heer jener heillosen Pessimisten, die das ganze Dasein nicht heftig genug als eine lästige und häßliche Würde ausschreien können, und doch, wie Wenige haben dann den Muth, die Consequenzen zu ziehen und diese Bürde abzuwerfen.

Mit 20 Jahren glaubt man die Welt stürmen zu können, mit 30 Jahren glaubt man sie gestürmt zu haben, um mit 40 Jahren zur Erkenntniß zu kommen, daß man mit all' seinem Sturm und Drang ein Narr war, und die Welt so ruhig weiter geht, als ob Niemand da gewesen, der mit Aufwand aller Kraft seine Schulter angesetzt, um sie aus den Angeln zu heben.

Jugend, ach, ist dem Alter so nah, durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Die Wahrheit dieses Dichterwortes erfahren wir zu unserer verblüffenden Ueberraschung einmal Alle, aus dem übermüthig lustigen Gestern wird ein sehr ernstes, oft mürrisches Heut. Schon Dante ruft aus: „Leben ist Eilen zum Tode"; aber damit ist ja noch lange nicht gesagt, daß wir uns allzusehr beeilen und auf die freundliche Gewohnheit des Daseins rasch verzichten sollen, und so bleibt uns wirklich nichts Anderes übrig, als das verdrießliche Alter mit in den Kauf zu nehmen.

Müssen wir das wirklich? Da hat ein Professor in Neapel eine einzig große, wahrhaft wunderbare Entdeckung gemacht; der Mann hat glücklich herausgefunden, daß all unser Altern auf einen abscheulichen Bacillus zurückzuführen ist, dem wir allein diese häßliche und bisher als unheilbar geltende Krankheit — nämlich das „Altwerden" zu danken haben.

Also nicht genug, daß diese Bacillen, die sich überall eingenistet haben, uns das Dasein verekeln und verleiden, tragen sie jetzt sogar die alleinige Schuld, daß wir alt werden und zusammenschrumpfen.

Wenn wir wenigstens dieses nichtsnutzigsten und gefährlichsten Schufte von all dem hinlänglichen Gelichter erwischen und entfernen könnten, was wäre es dann für eine Lust zu leben! Was brauchten wir uns dann länger darum zu härmen, daß die Tage unaufhaltsam dahinrollen, denn sie raubten uns ja nichts; wir hätten nicht nur einen dauerhaften Frühling in unserm Herzen, sondern auch auf unserm Haupte und in all unseren Gliedern. Ewige Jugend, ewiges Glück! Kein häßlich Altern mehr, keine Runzeln, keine ausgefallenen Zähne, keine weißen Haare, nun kann uns nicht das Schicksal des unseligen Narziß erreichen, für den leider die Göttin nur ein ewiges Dasein, aber keine ewige Jugend erbeten, wir lebten uns jünger, frischer und stürben wie die Helden des Alterthums als ewige Jünglinge. Es ist ein Traum, dessen Verkörperung auf's Sehnlichste zu wünschen. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein."

Gelingt es also wirklich unserem Professor in Neapel, diesen das Alter verschuldenden Bacillus nicht nur wissenschaftlich festzustellen, sondern auch zu vertreiben, so beginnt am Ende unseres Jahrhunderts eine neue Zeit, und dem Entdecker ist der lebhafteste Dank aller nachkommenden Geschlechter gewiß. Was sind alle Erfindungen und Forschungen, deren wir uns bisher rühmen können, gegen diese den wahrsten Menschheitsfrühling heraufbeschwörende Entdeckung! Erst mit ihr beginnt ein großer Wendepunkt in der Geschichte; nun erst wird das ganze Dasein zu einem schönen Märchen, in dem Jeder die Rolle des Prinzen spielt, der in ewiger Jugend dahinschreitet.

Vielleicht war schon einmal dieser abscheuliche Bacillus entdeckt und die Wissenschaft davon ist mit so vielen anderen Schätzen im Strudel der Zeit verloren gegangen. Schon die Helden Homers wissen vom häßlichen Altern nichts: die schöne Helena bleibt nach Jahrzehnten noch liebens- und begehrenswerth, und der edle Dulder Odysseus kehrt nach allen Kämpfen und Irrfahrten so jugendkräftig zurück, daß er allein noch den gewaltigen Bogen spannen konnte.

Das war das bacillenlose goldene Zeitalter der Poesie und der Gesänge; es wird erst wieder zurückkehren, wenn wir des altmachenden Bacillus glücklich habhaft geworden und nun sorg- und furchtlos in die Zukunft blicken können, denn nur die Jugend ist wahres Glück, sie allein senkt Sonnenglanz und blauen Himmel in das Herz und weckt darin tausend wunderbare Blüthenträume. Das spätere Leben ist nur noch ein matter Abglanz von all der stürmischen, herrlichen Jugendzeit, und das Tragische von all dem bleibt, daß wir in diesen einzig goldenen, süß berauschenden Tagen uns niemals vollbewußt werden, welch ein wunderbares Glück in unserem Herzen ruht, welch einen köstlichen Zauberstab wir in den Händen halten.

So lange wir diesem schlimmsten aller Bacillen nicht zu Leibe rücken und ihn nicht unschädlich machen können, so lange hat das Leben keinen rechten Werth, müssen wir uns mit der tiefsinnigen Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Irdischen herumschlagen und uns mit der Vorstellung zu trösten suchen, daß wir schließlich Alle dem allgemeinen Menschenschicksal verfallen und — verfallen.

Das Alter drückt uns allmälig in einen einsamen Winkel, wo wir zuletzt nur auf unsere eigene Gesellschaft angewiesen sind, und wohl Dem, der dann keine bessere fordert und braucht. Die körperliche Schwäche, die sich mit den kommenden Jahren geltend macht, die Leidenschaften, die sich beruhigen, die großen Wünsche und Illusionen, die endlich verblassen, machen uns zuletzt das Scheiden aus dem Leben leicht.

Wir schließen die ermatteten Augen in der Hoffnung, sie wieder aufzuschlagen in einem höheren Lichte, und wir den wir dies wohl können, wenn uns eine ewige Jugend beschieden wäre? Eine neue Jugend ist aber Jedem sicher — sie liegt im glücklichen Ringen und Streben, und glücklich derjenige, der sich diese Jugend bis in's höchste Alter zu bewahren weiß! Ach, schon die Erinnerungen aus der Jugendzeit verbreiten einen desto frischeren Hauch über die Seele, je älter wir werden; es ist nicht das wirkliche Glück, das wir damals getroffen haben, aber es ist nicht mehr. Das ganze Leben soll ein Jugendgedanke sein, ausgeführt durch das reifere Alter. Schelten wir deshalb nicht die Jugend, selbst wenn sie sich noch so wild und unbändig geberden mag; halten wir Alle die Jugend wenigstens in unseren Herzen fest, wenn sie uns auch längst in Wirklichkeit entflohen.

Die verwilderte Operette.

Seit Jacques Offenbach, der Schöpfer der Operette, ins Jenseits hinübergegangen, sind es fast ausschließlich Wiener Compositeure, welche ähnliche Erfolge wie jener, auf dem Gebiete der Operette zu erreichen wußten. Ihre Tonschöpfungen sind im Siegesflug nach allen Welttheilen gedrungen. Aber in den Lorbeer knüpft sich auch manch' unangenehme Erfahrung. Wie angesehene italienische Blätter tadelnd schreiben, greifen nämlich in neuerer Zeit zahlreiche italienische Directoren zu den allerverwerflichsten Mitteln, um die Operette ihrem Publikum „mundgerechter" zu machen. So schrieb dieser Tage M. F. d'Arcais im Feuilleton der „Opinione" Folgendes:

„In Neapel und in den südlichen Provinzen überhaupt sind die Operettendarstellungen auf einen Grad der Schamlosigkeit herabgesunken, von dem man sich weder in Rom, noch in den übrigen Theilen Italiens eine Vorstellung machen kann. Die Operette selbst, sei sie nun von Suppe, von Lecocq oder von Anderen, bietet nur mehr den Vorwand für die unglaublichsten Abscheulichkeiten. Die Kunst hat damit nichts mehr zu schaffen und in diesen trivialen Parodien erkennt man weder die deutschen noch die französischen Original- wieder. Es ist ein schwerer Fehler der maßgebenden Behörden, Darstellungen solcher Art, die an keinem Orte geduldet werden würden, auf der Bühne passiren zu lassen.

In Neapel gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl kleiner Theater, die auf einer Stufe mit abscheulichen Spekulations-Etablissements stehen — Zeit wäre es, daß man sie alle ohne Pardon und im kurzen Wege schlösse. Man sage mir nicht, daß ich eine Form von Kunst bekämpfe, die frei sein müsse. Ich kämpfe keineswegs gegen die Operette selbst, obzwar ich im Allgemeinen keine Sympathie für sie hege. Ich finde gewiß nichts Anstößiges daran, „Donna Juanita" von Suppe, oder „Le Jeux et la Nuit" von Lecocq aufzuführen, so wie sie ihre Autoren geschrieben und so wie man sie in Wien oder in Paris aufführt. Aber weder Suppe noch Lecocq würden ihre Werke wieder erkennen, wenn sie auf gewissen italienischen Theatern und namentlich auf denen der südlichen Provinzen hören und namentlich sehen würden! Sie wären die Ersten, welche laut Protest erheben würden gegen die Verstümmelung und Schändung ihrer Werke, die man auf diesen Theatern zu einer continuirlichen Beleidigung des Anstandes und der guten Sitte herabgewürdigt hat."

Soweit der angesehene italienische Kritiker, dessen vernichtendes Urtheil strikte der Wahrheit entspricht, wie Maestro Suppe jüngst mit eigenen Ohren und Augen sich zu überzeugen in der Lage war. Suppe machte nämlich eine Reise nach Italien, auf welcher er auch Florenz berührte. Man gab „Die Glocken von Corneville" und zu seinem Unglück befand sich auch der Meister unter den Zuhörern. Lange hielt er's aber im Theater nicht aus, denn was er da — namentlich gelegentlich des bekannten Mädchenchors im ersten Akte schon — an „Ausstattung" zu sehen bekam, das war ihm, der wohl in seiner langen Theaterpraxis schon so Manches erlebt, denn doch zu viel und mit einem kräftigen Wort auf den Lippen verließ er die „Kunststätte", in der ein trefflisches Tonwerk den Rahmen zu einer geradezu indezenten Schaustellung bieten mußte....

Fünfzig Sous.

Eine Humoreske nach dem Französischen von G. Gleavette.

Seien wir nachsichtig mit Jenen, welche der Noth oder der Versuchung unterliegen, denn welcher Gerechte könnte sich behaupten, daß er niemals gefehlt, daß er sich kein einziges Mal, wenn auch nur in ganz winzigem Maßstabe, an dem großen, weltregierenden Prinzipe von Mein und Dein versündigt hätte! Und wie dies einem sonst sehr anständigen Menschen passiren kann, das will ich hier erzählen:

Mein monatliches Einkommen wurde erst den darauffolgenden Tag fällig. Ich durchforschte also alle Fächer meiner Börse und legte einen der Silberfüchse zu dem anderen, welche mir in ihrer Gesammtheit über die vierundzwanzig Stunden hinweghelfen sollten, die mich noch von dem Augenblicke des ersehnten Incasso trennten. Nach genauer Feststellung der unterschiedlichen Valuten sagte ich mir, daß ich gerettet war. Gerettet aus dem einfachen Grunde, weil eine liebenswürdige Einladung mich gerade jenen Abend der Mühe überheben sollte, mein Souper selbst zu bezahlen und mir noch außerdem fünf volle Francs für mein Dejeuner übrig blieben. Sehr sonderbarer Weise verspürte ich an jenem Morgen einen wahren Wolfsappetit und beschloß zu Brebant zu gehen, mit dem unerschütterlichen Vorsatze, meine fünf Francs bis zu dem letzten Centime aufzubrauchen. Ich wollte eben meine Wohnung verlassen, als an die Thüre gepocht wurde. Das Verhängniß trat in Gestalt eines meiner Collegen ein, der sich in dem beseligenden Irrthume gewiegt hatte, der Monat, in dem wir lebten, zählte nur dreißig Tage; den einunddreißigsten hatte der Bedauernswerthe eben ganz vergessen und ersuchte mich deshalb....

Also wir theilten uns brüderlich in meinem Vermögensreste und mir für meine Person, blieben — das Rechenexempel ist wahrlich nicht schwer — fünfzig Sous. Ich entsagte Brebant sammt seinen berühmten Omelletten und schlug schwermüthig den Weg nach einem äußerst bescheidenen Restaurant ein. Schon hatte ich dessen Schwelle erreicht, als ich mich ganz unerwartet von zwei starken Armen umschlungen fühlte und eine fröhliche, mir wohlbekannte Stimme an mein Ohr schlug:

„Ah, das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen!"

Der es sprach, war ein liebenswürdiger Dän, welchen ich während meines Aufenthalts in Kopenhagen kennen gelernt hatte und der mich damals mit der herzlichsten Freigebigkeit bewirthete, mir eine so auserlesene Gastfreundschaft angedeihen ließ, daß ich mir insgeheim gelobt hatte, seine zahllosen Aufmerksamkeiten einstens in gleicher Münze heimzuzahlen. Und dieser freudige Augenblick war nun gekommen! Ja, aber Schicksalstücke, ich besaß nur fünfzig Sous! Freilich hätte ich eine dringende Audienz im Ministerium oder sonst etwas vorschützen können, aber unglücklicher Weise hatte mich überrascht, wie meine Hand bereits die Klinke der Restaurationsthür erfaßt hatte.

„Sie gehen da hinein?" fragte mein dänischer Freund in dem gleichgiltigsten Tone der Welt, während mich eine Höllenangst packte und ich mit heuchlerischem Lächeln entgegnete:

„Es würde mir eine besondere Freude bereiten, Sie zu einem kleinen Dejeuner einladen zu dürfen."

„Leider habe ich schon gefrühstückt und zwar in sehr ausgiebiger Weise, wie ich Ihnen versichern kann."

Bei diesem unzweideutigen Korbe athmete ich erleichtert auf und er fügte zutmüthig hinzu:

„Aber ich will Ihnen gerne Gesellschaft leisten und wir plaudern ein wenig, während Sie Ihr Essen verzehren."

Nunmehr von dem größten Vertrauen zu dem bereits gesättigten Freunde erfüllt, betrat ich mit ihm das Speiselocal. Er erzählte mir allerlei von seiner Heimath, bis die von mir bestellte Kotelette gar gebraten und von den Händen einer drallen Kellnerin servirt war. Ich begann eben meine Portion zu zerschneiden, als der Däne plötzlich sein bisheriges Thema fallen ließ und in den schrecklichen Ruf ausbrach: „Ei, ei, das sieht ja recht appetitlich aus!"

Bei diesen Worten gab es mir einen äußerst schmerzhaften Stich in die Herzgegend. Ich brauchte gar nicht aufzuschauen, um zu errathen, welchen Entschluß das Antlitz meines Freundes bekundete. Der Klang seiner Stimme genügte mir, damit ich die traurige Gewißheit besaß, er werde sagen, was er nun thatsächlich sagte:

„Ich könnte eigentlich auch noch ein Stückchen Fleisch essen."

„Es ist etwas schwer nach Ihrem kompakten Frühstücke," rieth ich ab.

„Bah, ich habe eine Verdauung wie ein Strauß."

„Und etwas zähe," fügte ich hinzu.

„Ich kann Eisen zermalmen," versetzte er mit einem fröhlichen Gelächter, das zwei Reihen starker und vorzüglich gefügter Zähne bloßlegte.

Mein Widerstand war besiegt und während er die Kellnerin heranrief, um das Gewünschte anzuschaffen, machte ich in aller Eile folgende Aufstellung: Zwei Kotelettes 24.... Der Wein 8.... macht 32, und 6 Sous Brot macht 38, also hatte ich noch einen Spielraum von 12 Sous. Eigentlich war meine Lage keineswegs trostlos und mit einer Geberde stolzer Zuversicht ergriff ich das Glas meines Freundes, um ihm von meinem Weine einzuschenken, doch er hielt mich davon zurück, indem er erklärte:

„Danke, nein! ich trinke niemals Wein zum Frühstück."

Einen Augenblick lang gab ich mich der trügerischen Hoffnung hin, er würde das klare Quellwasser den oftmals verfälschten, geistigen Getränken vorziehen, aber er versicherte mir mit der unschuldigsten Miene der Welt:

„Ich trinke um diese Zeit lieber Bier" und bestellte solches gleichzeitig, während ich schweren Herzens meine Rechnung von vornherein wieder aufnahm. 38 und 7 Sous für das Bier macht 45! Ich war also noch immer im Stande, für das, was wir genossen hatten, aufzukommen, aber dessen ungeachtet, wollte ein Gefühl unbestimmbarer Furcht in meinem Innern nicht aufhören. Ich aß ungemein langsam, langsamer als irgend ein Wiederkäuer, weil ich die Hoffnung nährte, ich würde meinen Freund doch endlich ungeduldig machen und er vor mir das Lokal verlassen, umsomehr, als seine Cotelette so rasch wie eine Hustenpastille verschwunden war.

Das Verhängniß wollte es jedoch anders. Ohne daß ich oder mein dänischer Freund auch nur ein Wort gesagt hatten, kam die Kellnerin und stellte in ihrer einfältigen Aufmerksamkeit, in ihrem übertriebenen Diensteifer, ein dreieckiges Stückchen Käse auf den Tisch. Es war Fromage de Brie! Ich sah die Katastrophe kommen, wollte auch anfänglich dieser neuen Versuchung widerstehen, aber erstens verführte mich mein gesteigerter Appetit, und zweitens flüsterte mir das Gewissen zu: 45 und 3 Sous Käse macht 48! Es langt ja gerade, konnte ich mir neuerdings zur eigenen Beruhigung sagen, und dann erzählte mein Gast mit solcher Leidenschaftlichkeit von seinen verschiedenen Reise-Erlebnissen, daß er für alles Andere, was um ihn vorging, kein Auge zu haben schien. Ich benutzte diesen günstigen Umstand, zog den Käseteller ganz leise vor mich hin und sah dabei meinem Freunde mit gut geheucheltem Interesse scharf in's Gesicht, damit sein Blick nicht auf die Platte vor mir fallen sollte.

Ach! Leider hatte ich die Rechnung ohne den penetranten Duft gemacht, welchen der Käse verbreitete. Im nächsten Augenblicke schon bohrte sich der Blick des Nordländers in das dreieckige Stückchen Brie, und er rief heiter:

„Sieh da, was essen Sie nun wieder?"

„Oh, ganz gewöhnlicher Brie, der bei uns erzeugt wird."

„Ist er gut?"

„So, so —" entgegnete ich ängstlich und verzog das Gesicht, als ob ich eine bittere Medizin verschluckt hätte.

„Um so schlimmer, aber versuchen will ich ihn dennoch, weil man auf der Reise Alles kennen lernen muß."

Schneller als der Blitz schob ich den Käseteller hin, um mit ihm zu theilen, ihm den Löwenantheil, ja Alles zu geben, aber dieser unberechenbare Mensch besaß ein viel zu gutes Herz, um ein ähnliches Opfer anzunehmen.

„Nein," sagte er verbindlich, „ich will Sie nicht berauben.... heda, Kellnerin, noch eine Portion Käse!"

„Noch eine Portion Käse," wiederholte ich mechanisch und blickte angsterfüllt vor mich hin. Mein Blick verschleierte sich, und meine Ohren vernahmen nichts, als die Stimme der unbarmherzigen Arithmetik, welche mir zuraunte: „48 und 3 macht 51!"

Ein einziger Sou sollte die Ursache sein, daß man mich bei der Cassa wie einen kleinen Jungen zur Rede stellen würde, die Kellnerin mir höhnisch in's Gesicht lachen durfte! Ein lumpiger Sou die Schuld tragen, daß ich dem Gaste meine momentane Klemme offenbaren mußte! Oh, das war doch zu einfältig und ich begann neuerdings dieselbe Addition, welche ich schon unzählige Male im Kopfe gemacht hatte, ohne den verhängnißvollen Einser los zu werden, der immer drohender vor mir aufstieg!

Inzwischen waren zahlreiche Gäste eingetreten und sahen sich nach leeren Plätzen um. Die Kellnerin, welche unseren Tisch von anderen Leuten beansprucht glaubte, wartete denn auch nicht, bis ich die Rechnung verlangte. Ich fühlte ordentlich, daß sie hinter mir stand und das gefürchtete Zettelchen schrieb. Ich schloß die Augen, um das Schreckliche nicht zu sehen, was da mit mathematischer Gewißheit kommen mußte, den Einser, der mein Haben überstieg!

Doch wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als ich meinen Gast sagen hörte:

„Nun, das ist wahrlich genug für vierundvierzig Sous!"

„Vierundvierzig!" und ich langte ungestüm nach der Rechnung. Oh ja, liebe Leser, es gibt gütige Mächte, die sich des braven Menschen in dem Augenblicke der größten Noth erbarmen! Die Kellnerin hatte das Bier zu rechnen vergessen! — — —

Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich so schnell wie nur möglich zahlte und forteilte. Als ich die sichere Straße erreicht hatte, gelobte ich mir insgeheim, der vergeßlichen Kellnerin, die mich durch ihren Irrthum aus einer peinlichen Lage befreit hatte, ein hübsches Geschenk in Form eines kleinen Schmuckes zu machen. Das habe ich nun freilich nicht gethan, wohl aber ging ich den nächsten Tag wieder hin und sagte mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt:

„Lisette, ich glaube, Sie haben sich gestern um sieben Sous zu Ihrem Nachtheile geirrt, hier sind sie."

— Ein Philosoph. Schmul: „As Se mer haben herbestellt, bin ich wieder do!" — Arzt: „Nun, wie steht's mit dem Gehör?" — Schmul: „Wie ich hör? Schlecht!" — Arzt (schreit): „Sie haben sich gewiß des Branntweingenusses nicht enthalten?" — Schmul: „Nu, seh'n Se mal, Herr Doctorleben, ich hab' drei Wochen ka Branntwein getrunken und hab' gehört ganz gut, aber Alles, was ich hab' gehört, war — nischt so gut wie Branntwein!"

— Boshaft. Schriftsteller: Du glaubst nicht, welch' eine muthige, kleine Frau ich habe! Freund: Da liest sie wohl schon Deine eigenen Sachen!

Unterm Regenschirm.

Eine moralische Geschichte von Combarailles.

Mit 22 Jahren hatte Fräulein Bertha Dupont ihre Eltern verloren und war genöthigt, für zwei kleine Brüder von 8 und 10 Jahren, Jacques und Paul, zu sorgen. Als Tochter eines kleinen Beamten besaß sie keinerlei Vermögen. Die Armseligkeit der Verlassenschaft ließ nur zu deutlich voraussehen, daß sie mit den Kindern bald drückendem Elend, einem Leben voll harter Entbehrungen verfallen sein würde.

Fräulein Bertha hatte eine gute Erziehung genossen, konnte mehrere Schulpreise vorzeigen und besaß ein besonderes Talent für's Klavierspiel. Sie faßte Muth, Stunden zu suchen; in allen Fächern wollte sie unterrichten, ihr Wille war der beste von der Welt, — nur die Schüler fehlten.

Da sie gute Beziehungen hatte und die Tugend der Wohlthätigkeit bekanntlich in Paris zu Hause ist, gelang es ihr, bereits nach 6 Wochen dreißig Francs im Monat zu verdienen, was ungefähr 30 Stunden der Aufopferung, der Selbstverleugnung, der Geduld bei den alberntsten Dingen bedeutet, ohne die Schmerzen des verwundeten Stolzes zu zählen. Doch Sie werden finden, daß sie nicht zu beklagen war; denn wie Viele in gleicher Lage haben nicht einmal das! Und sind täglich 20 Sous nicht überhaupt ausreichend, um ein junges Mädchen und zwei Kinder zu ernähren?

Aber unglücklicherweise kam der Sommer heran; die Zeit der Ferien war da; und diese 20 Sous-Schüler, welche natürlich reich waren, gingen aufs Land, in die Wälder, auf die Berge, an die See, und Fräulein Bertha behielt nur noch wöchentlich eine Musikstunde, immer zu demselben Preise von 20 Sous. Das Budget litt sehr darunter. Jacques und Paul magerten zusehends ab. Die Nacht durch weinte Fräulein Bertha. Aber — wie wir Moralisten zu sagen pflegen — Die Vorsehung wacht, und im Augenblick, wo die Gerechten verzweifeln, erbarmt sich der Himmel und rettet sie.

Viermal wöchentlich hatte Fräulein Bertha denselben Weg von ihrem Hause, Rue d'Assas, bis an das Haus ihres Schülers, Boulevard Saint-Germain zu gehen. Bei sonnigem Wetter war der Weg kurz; aber an Regentagen schien er endlos. Und doch geschah es an einem solchen Regentage, daß die Vorsehung ihres Amtes waltete; denn diese Dame geht bei jedem Wetter aus.

Von einem heftigen Gewitterregen überrascht, kämpfte das junge Mädchen verzweifelt gegen Sturm und strömenden Regen. Ein plötzlicher Windstoß zerbrach ihren Schirm, und jetzt stand sie entwaffnet und unbeschützt im Platzregen. Sie war fassungslos; ein Kleid verderben, wenn man deren 36 hat, bringt im schlimmsten Falle eine kleine Verstimmung hervor, aber besitzt man nur Eines, so ist's eine Katastrophe. In diesem wichtigen Augenblick nahte ein Retter, der über die bestürzte Gouvernante einen großen Schirm von lila Seide breitete, einen jener Zeltschirme, welche die Schwedin Elisa Boehmer ein Familiendach zu nennen pflegte.

„Erlauben Sie, mein Fräulein.... ein schauderhaftes Wetter!"

Bertha sah den Regenschirm bewundernd an, dann erst seinen Besitzer, und bewunderte diesen nicht weniger.

Der Retter war ein großer Mann von 50 Jahren, mit frischen Farben und klaren, blauen Augen, aus denen warme Güte sprach. Die ganze Erscheinung hatte etwas Angenehmes. Der Fremde sah nicht gerade schlank aus, gehörte aber auch keineswegs zu den Fettwansten.

„Sie erlauben.... mein Fräulein.."

„Nicht doch .... ich danke Ihnen .... Sie sind wirklich zu liebenswürdig...."

„Ganz und gar nicht.... Ich bin von dieser Begegnung entzückt; sonntagsoviel Donnerstage sehe ich Sie schon durch dieselbe Straße gehen.... Ich wäre glücklich gewesen, Ihnen bereits früher meine Hochachtung ausdrücken zu können: aber Sie rennen in einer Weise, daß man mit meiner Figur davon abstehen muß, Ihnen zu folgen."

Und dieser komische Mensch deutete freundlichst lächelnd auf seinen körperlichen Umfang.

Fräulein Bertha erröthete. Diese vertrauliche Ansprache schien ihr verdächtig.... aber — nein.... ein so gesetzter Herr! Sie fand in der Verlegenheit keine Antwort und beschränkte sich deshalb auf ein Lächeln, was oft vielsagender ist, als die Frauen im Allgemeinen glauben.

Der Mann mit dem Regenschirm setzte seine Rede fort:

„Nehmen Sie, bitte, meinen Arm... fürchten Sie nichts, ich gehöre schon zur alten Garde; meine grauen Haare sind Ihnen gewiß nicht entgangen.... Ich heiße Tacheron, bin sehr vermögend, Sie sind schön, jung.... Das habe ich gern.... man könnte einig werden, wenn man nur wollte. He? Was meinen Sie?"

Fräulein Bertha zieht bestürzt ihren Arm zurück. Aber gerade in diesem Moment schickt die Vorsehung, deren Wege unerforschlich sind, einen wahren Wolkenbruch vom Himmel herab, so daß das junge Mädchen nicht wagte, aus dem Schutzkreis des lilaseidenen Schirms zu treten.

Herr Tacheron nahm ohne Weiteres wieder ihren Arm.

„So.... bitte, machen Sie keinen Unsinn.... ich bin 50 Jahre alt, Junggeselle, ein lustiger, fast übermüthiger Patron.... Ich kann Thierstimmen nachahmen und manche wunderbare Kunststücke mit vier Billard-Kugeln.... Findet man das alle Tage? Und was sind Sie, was treiben Sie....? Mein Gott! Ihre drei Bücher unter dem Arm verrathen das.... Sie rennen Ihrem Brod nach.... Sie Aermste! Sie lassen sich von der Sonne verbrennen; im Regen erkälten Sie sich.... Ich bin überzeugt, man behandelt Sie wie einen Dienstboten, man bezahlt Sie obendrein noch schlecht.... Oh, ich kenne mich darin aus.... Die blödsinnigen Eltern glauben Ihnen womöglich eine Gnade zu erweisen, wenn sie Ihnen gestatten, ihre Fratzen zu unterrichten... Nein, das ist kein Leben, nein... noch dazu, wenn man solche Füßchen hat — und Sie haben welche — die man auf den Händen tragen sollte!"

„Mein Herr!"

„Ach was, Herr! Nennen Sie mich Octave!"

Mein Herr, ich bin ein anständiges Mädchen; ich arbeite, um mich und meine Brüder, zwei Waisen, zu ernähren."

Den edlen Tacheron übermannte die Rührung, er zog sein rothes Taschentuch und betupfte sich die Augen.

„Das ist bewunderungswürdig, das ist groß!"

Nach einer kleinen Pause hatte er seine Fassung wiedergewonnen und fuhr fröhlich fort:

„Wie alt sind denn diese kleinen Brüder?"

„Sechs und acht Jahre!"

„So! Und wie heißen sie?"

„Jaques und Paul!"

„Reizende Namen.... Ich liebe die Kinder abgöttisch.... ihre zwei Bettchen stellen wir in das Zimmer neben uns .... Welch' ein gemüthliches Leben.... Ich finde da gleich eine ganze Familie auf einmal. Gehen wir die Kleinen holen!"

„Aber.... mein Herr!"....

„Da gibt es kein Aber," erwiderte Tacheron in entschiedenem Ton.... „es ist kein Aber, kein Doch, kein Wenn.... Ich erinnere Sie an Ihre Pflicht, mein Fräulein....! A propos! Ich weiß noch nicht einmal wie Sie heißen?"

„Bertha!"

„Fräulein Bertha! Ich ermahne Sie an Ihre Pflicht, das ist mein Recht als Mann!.... Sagen Sie, was verdienen Sie denn eigentlich mit Ihren Stunden....?"

„Wenig genug...."

„Donnerwetter! und die Kinder, der liebe Jacques und der kleine Paul, leiden Hunger, frieren im Winter, ersticken während des Sommers in diesem verdammt heißen Paris.... bleiben, wenn Sie draußen herumlaufen, ganz allein in dumpfen Kammern, in einem dunklen Hause zurück.... ich sehe sie vor mir, wie bleich sie sind.... Ach! Jammer über Jammer!.... das schneidet mir in's Herz! Wir gehen im Sommer auf's Land.... Die Jungen werden im Grase Purzelbäume schlagen.... natürlich ohne sich Schaden zu thun! Im Winter heize ich mit Holz.... die Wärme wird sie rothwangig machen.... und zu